

Auf den Spuren des Geisterjaguars

Georg O. Gschwandler

*Auf den
Spuren des
Geisterjaguars*

Eine Initiationsreise durch die
Regenwälder Ecuadors zu den
Quellen schamanischer Kraft

HANS-NIETSCH-VERLAG

Für Heidi

© Hans-Nietsch-Verlag 2008

Eine Lizenzausgabe des VetH Verlags, Böhl-Iggelheim

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung
des Verlages gestattet.

Korrekturat: Sylvia Schaible

Umschlaggestaltung: Falk Wegner, www.lightshapes.de

Innenlayout und Satz: Hans-Jürgen Maurer

Hans-Nietsch-Verlag
Am Himmelreich 7
D-79312 Emmendingen

www.nietsch.de
info@nietsch.de

ISBN 978-3-939570-26-4

Jede Reise beginnt mit einem
ersten mutigen Schritt.

Vorwort

Schamanismus ist so alt wie die Menschheit selbst. In den Höhlen von Lascaux in Frankreich können wir Höhlenmalereien eines schamanischen Rituals aus der Steinzeit betrachten. Auf den Schamanentrommeln Sibiriens und Lapplands finden wir die Darstellungen des schamanischen Kosmos und der schamanischen Welt. Wenn wir uns über unseren Horizont hinauswagen, treffen wir schamanische Kulturen auf der ganzen Welt: in Nordamerika, Zentralasien, in den Steppen Sibiriens und an den vereisten Küsten weit im Norden. Wir finden Schamaninnen und Schamanen auch im Himalaja und im südamerikanischen Regenwald – überall dort, wo die Wildheit der Natur diese Menschen vor dem Übergriff der Zivilisation bewahrt hat. Wenn wir uns auf die Reise zu einem dieser nativen Völker begeben, die Strapazen auf uns nehmen, dann gehen wir gleichzeitig in unserem Innersten auf eine Reise und unsere bisher vergebliche Suche nach uns selbst wird zum Abenteuer; wir sammeln Erfahrungen auf einem neuen, mystischen und Heil bringenden Weg. In den schamanischen Welten erleben wir die Existenz der Verbündeten, unserer Krafttiere, Lehrer und Hilfsgeister. Mit dem Erkennen und der Erfahrung dieser Welt erweitern wir unseren Horizont und entwickeln Fähigkeiten, deren Existenz unsere Gesellschaft verleugnet und vergessen hat. Diese Welt eröffnet sich uns aber nur, wenn wir bereit sind, einen Weg abseits der boomenden Esoterikwelle zu beschreiten, und wenn wir uns bewusst machen, dass es Arbeit und persönlichen Einsatz braucht. Nur so wird das, was wir erfahren, zu authentischer Erfahrung, denn: Wissen ist nichts, Erfahrung dagegen ist alles.

1998, mitten in einer persönlichen Krise, erhielt ich von meinen Krafttieren den Auftrag, mich in den Regenwäldern Ecuadors auf die Suche nach einem Schamanen aus dem Volk der Shuar (sprich: Schuar) zu machen. Ich erhielt die Anweisung, allein zu gehen. Ohne viel über dieses Land, seine Bevölkerungsgruppen zu wissen und vor allem mit nur geringen Kenntnissen der Landessprache machte ich mich im Januar 1998 auf den Weg. Obwohl ich schon seit Jahren mit schamanischen Praktiken vertraut war, sollte diese Reise zu einem Schlüsselerlebnis in meiner schamanischen Arbeit werden. In diesem Buch geht es um meinen Weg, der mich nach Ecuador und zu meiner persönlichen, emotionalen und energetischen Mitte geführt hat; um meine Initiation durch den Schamanen der Shuar, seine Übertragung der schamanischen Kraft und meine Erlebnisse in der schamanischen Welt. Das Thema „Krankheit und Heilung“ war mir schon damals ein Anliegen und das in einem *ayahuasca*-Ritual erworbene Wissen fließt nunmehr in meine schamanischen Behandlungen ein.

Meine Erlebnisse im Regenwald sind mystisch und einschneidend gewesen und dennoch sind sie nachvollziehbar und jedem zugänglich, der bereit ist, sein bisheriges Verständnis von Realität aufzugeben und sich auf die Reise zu begeben; auf eine Reise in innere und äußere Räume, die bisher verschlossen waren, auf eine Reise in eine andere Wirklichkeit, jenseits aller Grenzen unserer Vorstellung, eine Reise in die Realität der Schamanen, der Geister und Verbündeten, die durchaus greifbar, organisch und erfahrbar ist.

Ich schlage die Trommel und ihr immer gleicher, monotoner Rhythmus erfüllt das Halbdunkel und durchströmt mich mit vibrierender Energie. Die wenigen Kerzen erhellen den Raum nur schlecht, aber ich brauche kein Licht, um zu erkennen, dass der Mensch, der zu meinen Füßen liegt, dringend Hilfe braucht. Der reinigende Duft von glimmendem Salbei liegt in der Luft, die Stimmung ist geheimnisvoll, mystisch. Jetzt scheint die Trommel einen anhaltenden tiefen, summenden Ton zu erzeugen – ich meine, die Schallwellen durch den Raum fliegen zu sehen. Ich knie mich nieder, betrachte die Frau vor mir. Ihr Atem geht stoßweise, sie ist aufgeregt, hat vielleicht Angst, wie ich sie hatte bei meiner ersten schamanischen Reise in eine mystische, unbekannte Welt, jenseits der alltäglichen Realität.

Die Atmosphäre im Raum hat sich verändert. Ich fühle die Anwesenheit der Geister, jener Wesenheiten aus der anderen Welt, die mir bei dieser Behandlung helfen werden. Ich fühle den Schweiß auf meinem Körper, ein sicheres Zeichen für ihre Anwesenheit. Ich schliesse die Augen, aber das Bild der Frau vor mir bleibt wie eingebrannt auf meiner Netzhaut. Mein innerer Blick tastet ihren Körper ab, Zentimeter für Zentimeter suche ich nach den Eindringlingen, die ihr das Leben schwer machen. Immer tiefer dringt mein Blick in ihren Körper ein. Ich erkenne Organe, Blutgefäße, Knochen. Plötzlich wird meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle knapp unter der untersten Rippe auf der linken Seite gezogen. Dort, tief im Gewebe, kann ich ein münzgroßes Knäuel leuchtend roter Fäden erkennen: den Eindringling. Ich lege die Trommel zur Seite, strecke die Hand aus, halte sie dicht über die Stelle, an der ich den Eindringling lokalisiert

habe. Erst jetzt öffne ich die Augen. Meine Hand ruht nur wenige Zentimeter über dem Körper der Frau, auf ihrer linken Seite, knapp unter der unteren Rippe.

Nun beginnt der schwierige Teil: Es gilt, den Eindringling zu entfernen. Alles habe ich vorbereitet – die Rassel liegt bereit; Tabakwasser, um meine Hilfsgeister zu erwecken –, alles ist vorbereitet, aber bin ich es auch? Kurz macht sich Unsicherheit in mir breit, meine Gedanken beginnen abzuschweifen, mir ist schwindelig. Bilder drängen in mein Bewusstsein, Bilder vom Regenwald. Ich sehe den Schamanen der Shuar vor mir: Er lächelt. Es scheint, als amüsiere er sich über meine Unsicherheit. Er winkt mich zu sich. Ein leichter elektrischer Schlag durchzuckt meinen Körper, dann habe ich das Gefühl zu fallen. Panik steigt in mir auf ... ich bin im Regenwald, über mir das Blätterdach der Baumriesen, unter mir die feuchte Erde, das Fleisch des Regenwaldes, dessen Geruch ich niemals vergessen könnte ...

Hunde kopulieren am Straßenrand; Kinder suchen in Mülltonnen nach Essbarem; die Luft riecht süßlich herb ... Eine faszinierende Stadt hat mich empfangen: erdrückend, fremd, schön, anders. Quito liegt auf knapp dreitausend Metern Höhe, das macht mir einfach zu schaffen. Was ich im Reiseführer gelesen habe, scheint zu stimmen: „Lassen Sie sich Zeit, sich zu akklimatisieren!“ Meinen Plan, gleich am Montag nach Macas, das etwa zwei Flugstunden südöstlich von Quito liegt, aufzubrechen, lege ich daher einstweilen auf Eis.

Es ist Januar, zu Hause, in Österreich, liegt sicherlich Schnee, es ist kalt. Morgens muss man erst einmal das Auto von Schnee und Eis befreien, dann kann die Fahrt zur Arbeit auf matschiger Straße und im Nebel losgehen. Hier aber verbinde ich mit dem Gedanken an Eis die Vulkane – den Cotopaxi, den Chimborazo, den Tungurahua, alle knapp fünftausend bis sechstausend Meter hoch, mit schneebedeckten Gipfeln, einige sind noch aktiv. Doch zum Bergsteigen bin ich nicht nach Ecuador gekommen.

Meine Ziele liegen im Regenwald, bei den Shuar-Indianern im Amazonastiefland. Was für ein Gedanke!

Nach fünfzehn Stunden Flug, der Zeitverschiebung, dem schlechten Essen der Bordküche und nicht zuletzt dem abenteuerlichen Anflug auf den Flughafen von Quito bin ich unglaublich müde. Die Landung auf dem Asphaltstreifen war ebenso atemberaubend wie die Taxifahrt vom Flughafen zum Hotel. Dass ich kaum ein Wort Spanisch spreche, hat den Taxifahrer nicht daran gehindert, während der ganzen Fahrt zu reden. So viel ich verstanden habe, ist Quito die schönste Stadt überhaupt, Ecuador das schönste Land, die Ecuadorianer sind die nettesten Menschen, die Ecuadorianerinnen die schönsten Frauen und er der beste Fahrer in der Metropole ... und dort drüben kann man das beste gegrillte Meerschweinchen in der Stadt bekommen. „*Cuy rico!*“, leckere Meerschweinchen. Meinem Magen ist's einerlei, der fühlt sich an wie ein harter Klumpen. Und dass die Taxifahrer hier gerissen sind, muss ich auch erkennen. Ich überlege noch, ob ich vielleicht zu viel bezahlt habe, da steckt der Fahrer meine fünf Dollar schon grinsend ein und jagt mit Vollgas davon. Egal. Hier wartet ein Bett auf mich und mit ein wenig Glück eine heiße Dusche. Der vergangene Tag hat mich ausgelaugt, die Geräusche von der Straße sind ebenso fremd wie der leicht modrige Geruch des Zimmers, der Geschmack des Wassers und das Essen in diesem Land, von dem ich bis vor drei Monaten nur wusste, dass es irgendwo in Südamerika liegt.

Einen Rundgang durch das Viertel, in dem mein Hotel liegt, breche ich frühzeitig ab und kehre um. Es wird rasch dunkel hier. Die Nähe zum Äquator lässt keine Dämmerung zu. Auf meinem Rückweg sind die Straßen menschenleer; mir begegnen nur umherstreunende Hunde, bissige Straßenkötter, die mich glücklicherweise in Ruhe lassen. Im Hotel ordne ich mein Gepäck; ich bin gut ausgerüstet für meine Expedition zu den Shuar. Als ich mich kurz aufs Bett lege, um meine Finanzen zu prüfen, falle ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Nur einmal wache

ich durch den Lärm kämpfender Hunde auf, der von der Straße her in mein Zimmer dringt. Am nächsten Morgen wecken mich der Straßenlärm und das Zimmermädchen, das unablässig an meine Zimmertür klopft.

„*Perdón, señor!*“, ruft sie mir, mit Besen und Mopp bewaffnet, entgegen, als ich die Tür öffne. Es ist kurz nach zwölf, die Sonne brennt bereits auf die Dächer der Stadt, im Hinterhof trocknet Wäsche, die Straßen sind von Lärm erfüllt ... Die Welt hat schon mal ohne mich begonnen.

Der Schlaf hat mir einen Teil meiner Energie zurückgebracht. Nach einem kräftigen ecuadorianischen Mittagessen – mit Reis, Ei und einem sehr dünnen Stück Fleisch, dazu eine große Schüssel merkwürdig aussehender Suppe, in deren trüber Tiefe ich noch ein kleines Stück undefinierbaren Fleisches entdeckte, sowie einem großen Glas absolut köstlichen Fruchtsaftes – mache ich mich auf den Weg, die Millionenstadt bei Tage zu erkunden. Eigentlich hatte ich vor, weiterzufahren nach Macas, aber irgendein Gefühl sagt mir: Warte, lass die Dinge einfach geschehen. Das Warten fällt mir nicht schwer: Es gibt so viel zu bestaunen, es ist wunderbar, all die fremden, neuen Eindrücke aufzunehmen.

Die Stadt zieht sich bis auf fast dreitausend Meter hinauf. Oben wohnen die Reichen, weiter unten die Armen. Und wenn in Ecuador jemand arm ist, dann ist er wirklich arm. Nirgendwo ist mir der Unterschied zwischen Arm und Reich so deutlich entgegengetreten wie hier. Doch auch die Armen lächeln, zumindest die, denen ich begegne. Ich sehe Bettler an vielen Ecken dieser hoch gelegenen Metropole. Doch auch sie sind wohl zufrieden, aber vielleicht erscheint es mir auch nur so. Erschreckend ist das Verkehrs-Chaos. Katalysatoren und TÜV gibt es hier nicht. Am meisten verblüfft mich der Fahrstil der Ecuadorianer. Autos, Busse und LKWs fließen fast durch die Stadt. Das Hupen, das mir zu Anfang sehr auf die Nerven geht, verstehe ich bald: Es dient der Verständigung. Allerdings ist es stets ein

Abenteuer, eine Hauptstraße zu überqueren. Ein Stoppschild bedeutet nicht viel und ein Zebrastreifen gilt noch weniger ... als *gringo*, als Fremder, ist man Freiwild. Ich beobachte die Einheimischen, mache es wie sie und finde mich dann ebenfalls schon bald im Gewühl und Getümmel der Großstadt am Äquator zurecht. Nachahmen funktioniert, das ist bewiesen!

Alles braucht seine Zeit. Im Grunde weiß ich, dass alles geschehen wird, wie es geschehen soll. Das war bisher immer so. Und diesmal hat mich meine Reise in ein Land geführt, das ich nicht kenne. Warum Ecuador, warum das Amazonastiefland, warum zu den Shuar-Indianern? Ich habe Zeit, noch einmal in Gedanken zurückzugehen und mich daran zu erinnern, wie ich hierhergekommen bin und wozu ich hier bin ... während ich schon hier, in Ecuador, weile.

„Zurückblicken“ heißt für mich, weiter zurückzuschauen, als mir lieb ist. Viele unangenehme Erinnerungen habe ich schon verdrängt. Seit einigen Jahren beschäftige ich mich intensiv mit Schamanismus und schamanischen Techniken. Ich habe gelernt, wie man in die nicht alltägliche Wirklichkeit reisen kann, pflege den Kontakt zu meinen Verbündeten, halte Seminare, biete Beratungen und Behandlungen an.

Vor fünfzehn Jahren wusste ich noch nichts über Schamanismus. Das einzige Bild, das ich damals von Schamanen hatte, war das allgemein bekannte der nordamerikanischen Indianer. Mit ihren Tänzen, ihren mystischen Ritualen, ihrer Kleidung und dem imposanten Federschmuck sind sie für die meisten Menschen der Inbegriff des Schamanismus – doch das sind Vorstellungen, die mit der Realität meist nicht viel zu tun haben. Dass Schamanismus ein weltweites Phänomen ist, war mir damals noch nicht bewusst. Durch meine Krankheit, die zu jener Zeit zum Ausbruch kam, lernte ich mehr über den mystischen Kosmos der Naturvölker und die Techniken, mit deren Hilfe man diesen Kosmos aufsuchen kann, um dort Rat und Hilfe für sich selbst und andere zu finden.

„Krankheit als Weg“ scheint mir, wenn ich mein Leben betrachte, die treffendste Formulierung zu sein. Mit einundzwanzig Jahren, nachdem ich meinen Wehrdienst bereits absolviert und meine Berufsausbildung als Chemielaborant abgeschlossen hatte, begannen schlagartig – und es war wirklich ein Schlag für mich – meine gesundheitlichen Probleme. Ich erinnere mich nur ungern an diesen eisig kalten Wintertag, an jenen eher unangenehmen Wendepunkt, der den Beginn meiner „Lebensreise“ markierte.

Auf meinem täglichen Fußmarsch zur Arbeit – ich arbeitete damals in meinem erlernten Beruf – traf es mich ohne jede Vorwarnung: ein epileptischer Anfall. Für mich folgte ein nicht enden wollender Sturz in die absolute Finsternis. Schlimmer noch als die zwanzig Minuten, in denen ich mich krümmend und stöhnend im Schnee wälzte und mir die Zunge zerbiss – wovon ich selbst nichts mitbekam –, war, dass mir nachher jede Erinnerung fehlte, und zwar noch weit über diesen Zeitraum hinaus. Wo war ich gewesen? Was war da mit mir passiert? Und wann würde es das nächste Mal geschehen? Das waren die Fragen, die mich, im wahrsten Sinn des Wortes, quälten. Tag und Nacht lebte ich in der Gewissheit, dass ich nichts dagegen tun konnte. Jeder neue Tag begann mit Angst, jeder überstandene Tag war eine Erlösung. Dann kamen die Anfälle auch nachts. Die körperlichen Begleiterscheinungen – die völlige Erschöpfung, der schmerzhafteste Muskelkater und die Verletzungen durch die Stürze – waren nichts im Vergleich zu den Ängsten und der Qual der Gewissheit, dass ich nicht mehr in der Lage war, ein „normales“ Leben zu führen. Die Angst fraß an meiner Seele und die Wut an meinem Herzen.

Die Schulmedizin bot Hilfe an. Etliche Stunden in Kliniken und unangenehme Untersuchungen standen für die nächsten Monate auf der Tagesordnung. Ich erhoffte mir Heilung und war bereit, alles zu tun, um diesem Zustand, dieser Hilflosigkeit, ein Ende zu bereiten. Medikamente wurden verschrieben und wieder abgesetzt, Ärzte und Krankenhäuser gewechselt. Hoffnung, Erleichterung und Rückfälle wechselten sich ab wie die Jahreszeiten. Geraume Zeit bestimmte die Krankheit unübersehbar mein Leben. Nachdem die Ärzte – so sehr sie sich auch bemühten – mich nur mit Diagnosen und Medikamenten abspeisen konnten, in meinem Terminkalender mehr Kontrolltermine als Urlaubstage auftauchten und sich keine wirkliche Besserung meines Zustandes einstellte, resignierte ich allmählich immer mehr und geriet in einen Zustand der Depression.

Bevor ich das erste Mal mit der Diagnose „Epilepsie“ konfrontiert worden war, hatte ich mich nur wenig für Themen wie „Homöopathie“, „Akupunktur“ und andere alternative Heilmethoden interessiert. Doch jetzt hieß das neue Zauberwort „alternative Medizin“. Ich wollte einfach glauben, was mir einige besorgte Bekannte und meiner Eltern gesagt hatten, nämlich dass jede Krankheit heilbar sei. Diese Methoden und die durchaus intensiven Bemühungen meiner Homöopathin konnten mir allerdings nicht wirklich helfen. Erst ein Zufall brachte mich mit dem Schamanismus in Berührung. Ein einziges Wort in einem dieser Bücher brachte Licht in meine damals dunkle Welt: Hier wurde Epilepsie als „Schamanenkrankheit“ bezeichnet. Was hatte es mit dieser Krankheit auf sich? Erst konnte ich das schwer akzeptieren und verstehen. Mein westliches Denken, geprägt durch Elternhaus und Schule, machte es mir zunächst fast unmöglich zu glauben, was ich da las ... es zu glauben ist eine Sache, aber sich selbst damit in Verbindung zu bringen, eine völlig andere. Alle Werke, die ich las, jeder Querverweis, dem ich folgte, brachte ein und dasselbe Ergebnis: In allen schamanischen Kulturen, bei nahezu allen Völkern, die bis heute schamanische Techniken anwenden, gilt Epilepsie als sicheres Anzeichen, dass der Betroffene zum Schamanen berufen ist. Schon seit einiger Zeit beschäftigte ich mich mit Techniken aus der Naturmagie – ich betrachtete sie allerdings mehr als skurriles Hobby, das der Ablenkung diente, als dass ich mir von ihnen wirklich Hilfe bei der Heilung meiner Krankheit versprach. Die Parallele zum Schamanismus hatte ich da noch nicht entdeckt.

Die „Schamanenkrankheit“ zu haben ist eine Sache – sich das Wissen eines Schamanen anzueignen, die eigene schamanische Kraft zu entdecken, mit den Verbündeten in der nicht alltäglichen Wirklichkeit zu kommunizieren, Menschen zu helfen und sie zu unterstützen oder gar zu heilen, das ist natürlich etwas völlig anderes. Ich begann mich mit dem Schamanismus zu befassen, eignete mir verschiedene Techniken an und experimen-

tierte damit an mir selbst. Ich verbrachte viel Zeit in der Natur und in meinem Inneren wurde es nach und nach ruhiger. Die Dunkelheit, die mich nun schon einige Jahre umgeben hatte, schien sich mit jedem Buch, das ich las, ein wenig mehr zu lichten. Bücher können allerdings nie eigene Erfahrung ersetzen ...

Dass ich mich für Naturmagie interessierte, kam mir dabei zugute. So war ich bald vertraut mit einigen Kräften in der Natur. Nur erschienen mir die magischen Methoden zu kompliziert. Und es gelang mir nicht immer, zwischen Wunschdenken und dem, was wirklich passiert war, zu unterscheiden: Hatte ich mit einer magischen Anrufung tatsächlich Regen erzeugt oder war ich, da ich durch die magische Arbeit vielleicht etwas sensibler geworden war, einfach nur zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen? Die im Überfluss angebotenen Seminare brachten mir ebenfalls keine echte Befriedigung. Je mehr ich mich von der im Aufwind begriffenen Esoterikwelle abwandte, desto mehr wuchs mein Interesse am Schamanismus der Naturvölker. In ihm fand ich die Möglichkeit, ja sogar den Auftrag, selbst die nötigen Erfahrungen zu machen, meine inneren Welten zu erforschen, meinen ganz persönlichen Weg zu finden, um frei entscheiden zu können, ob ich diesen Weg nun gehen wollte oder nicht.

Schamanisch tätig zu sein, das lernte ich schnell; es war wirkliche, harte Arbeit, die man am besten ganz allein erledigt. Das ist wohl einer der markantesten Unterschiede zu den vielen anderen Selbstfindungsmethoden. „Wenn du wirklich etwas verändern willst, musst du etwas dafür tun“, so lautete mein Wahlspruch schon damals. Natürlich hatte diese Einstellung zur Folge, dass ich mich nach einiger Zeit etwas außerhalb dessen wiederfand, was in unserer Gesellschaft üblich ist. Doch ich betrachte diesen Umstand als Erweiterung und Befreiung und keineswegs als Einschränkung. Mitunter ist eben dieser von der Gesellschaft künstlich erzeugte Denkraum unser größtes Hindernis und der eigentliche Grund, weshalb wir so große Pro-

bleme haben, die Welt so wahrzunehmen, wie sie wirklich ist – alle existierenden Realitäten, ohne Ausnahme. Ich erinnere mich an einen Satz, den ich in Carlos Castanedas Die Lehren des Don Juan gelesen hatte: „Realität ist etwas, worauf sich eine Gesellschaft geeinigt hat.“ Diese Aussage hat mich lange Zeit beschäftigt und mich neben dem Schamanenmeister in Ecuador am meisten gelehrt.

Ecuador 1998 ... Ich bin auf dem Weg. Meinen Rucksack habe ich zuerst einmal um gute fünf Kilo leichter gemacht. Muttis Wollsocken, Wollmütze und Schal, ein Paar Handschuhe, die Hälfte meiner Unterwäsche, Duschgel, ein großes Bowiemesser, die größere der beiden Taschenlampen inklusive Batterien, die leckeren Müsliriegel, die ich später noch vermissen werde, und zwei himmelblaue Handtücher mit gelben Enten in den Ecken finden ebenso den Weg in die Abstellkammer des Hotels wie zwei Bände von Carlos Castaneda und mein Campingbesteck. Auch die Einstellung: Was man am Körper trägt, braucht man nicht zu tragen, werfe ich über Bord; denn wer braucht schon eine Wolljacke im tropischen Regenwald? Überzeugt davon, dass ich meine Sachen bei meiner Rückkehr wiederbekommen werde, setze ich mich erwartungsfroh zu Fuß in Richtung Busbahnhof in Bewegung. Zehn Minuten später sitze ich im Taxi, das kostet vier Dollar und der Taxifahrer redet unglaublich viel – das kenne ich schon, nur dass der Wagen keine Seitenscheiben hat, ist neu.

Der Busbahnhof von Quito ist eine brodelnde Maschinen- und Menschenmasse, für den Europäer das reinste Chaos. Bei genauerem Betrachten jedoch findet sich eine Ordnung, ein funktionierender Mechanismus, der allen Nöten Rechnung trägt. Bedienstete der verschiedenen Busgesellschaften rufen laut die Ziele aus, die ihre Busse anfahren. Indianer in verschiedenen Trachten – mittlerweile kann ich eine Frau vom Stamm der Otavalo an ihrer Kleidung und vor allem an ihrem wundervollen Schmuck erkennen –, bepackt mit ihren Habseligkeiten oder mit Hühnerkäfigen, drängen sich in der Halle. Händler, die

alles Mögliche und Unmögliches anbieten – von gebratenen Meerschweinchen am Spieß, frittierte Schweinehaut, Sonnenbrillen, Losen der staatlichen Lotterie, Kaugummi, Uhren, Schuhen, lädiertem Obst bis hin zu Getränken in Plastiktüten und Autoradios –, klappern systematisch jeden Bus mit Neuankömmlingen und alle Wartenden ab. Ich habe noch etwa zwanzig Minuten Zeit, also lasse ich mich von einem Händler zu einem Stück frittierte Schweinehaut überreden, das ich in mich hineinzwingen. Den Rest werfe ich in den Mülleimer. Nicht ohne schlechtes Gewissen, wenn ich die Schuhputzerkinder um einen braunen Apfel streiten sehe. Ich lerne dazu. Hier gelten andere Gesetze. Ich scheine der einzige Europäer in diesem Abschnitt des Terminals zu sein – ein Umstand, der mich nicht gerade beruhigt, habe ich doch im Reiseführer warnende Worte gelesen. Hoffentlich behält er nicht recht und mein Gepäck bleibt unangetastet.

Endlich kommt der Bus, ein bunt bemaltes ecuadorianisches Ungetüm aus den Fünfzigern, das heißt Sitze für Menschen mit knapp einem Meter sechzig Körpergröße und die Abstände zwischen den Reihen erinnern an einen Billigflieger. Es ist wenig Platz für meine einhundertzweiundachtzig europäischen Zentimeter.

Aber alles geht *tranquilo*, langsam, kein Hetzen, niemand drängelt, es ist beinahe angenehm. Während ich auf die Abfahrt hoffe, es ist drückend schwül und die Hühner im Käfig hinter mir riechen entsprechend, beobachte ich die anderen Fahrgäste: meist Indianer, auch Mestizen, alle strahlen die ecuadorianische Ruhe aus; sie sind wahre Busfahrprofis, die das gar nicht anders kennen. Das steckt an und schon bald lümmle ich, den Hut ins Gesicht gezogen, in meinem Sitz. Fast schlafe ich ein und plötzlich setzt sich unser Bus unter ungeheurem Getöse in Bewegung. Der Motor hustet schwarze Verbrennungsgase aus seinem Innersten in den Tag hinein, brüllt in den Eingeweiden kurz auf und klappert endlich fröhlich im Gleichtakt. Die Türen bleiben

offen, vom Armaturenbrett blinkt mir eine große Madonnenstatue aus Plastik zu und an der Decke baumeln verblichene Fußballwimpel aus aller Welt. Österreich ist nicht dabei, was mir gleichgültig ist, denn ich bin ohnehin kein Fußballfan.

Nachdem wir die Hauptstadt und ihre schmutzigen, verfallenen Außenbezirke hinter uns gelassen haben, sind kaum noch Menschen am Straßenrand zu sehen. Wir fahren an riesigen qualmenden Müllbergen vorbei. Ich kann im Rauch Kinder erkennen, die im Müll stochern. Wir machen hie und da noch halt, um verspätete Fahrgäste aufzunehmen, überfahren beinahe ein Hundepärchen und entfernen uns von der Stadt.

Einmal steigt noch ein fliegender Händler zu und versucht Meerschweinchen am Spieß an den Mann zu bringen, doch schon bald sind wir unter uns: eine Gruppe Reisender, die für die nächsten sechs bis acht Stunden oder länger den Fahrkünsten des niemals lächelnden Busfahrers und dem Wohlwollen der blinkenden Madonna am Armaturenbrett ausgeliefert sein werden. Der Busfahrer umklammert das Lenkrad wie einen Rettungsring, das beunruhigt mich ein wenig. Doch er ist ganz aufs Fahren konzentriert trotz des Lärms, denn während der Fahrt gibt's Unterhaltung: Das Radio läuft bei voller Lautstärke.

Nach langer Fahrt ändert sich der Straßenbelag. Die Straße ist in mehr als schlechtem Zustand, meist unbefestigt, der Asphalt wurde von den Regenfällen weggespült. Die kleinsten Schlaglöcher haben etwa die Größe eines Fußballs, auszuweichen ist fast nicht möglich. Links ergießen sich von einer Felswand, deren Ende ich nicht erkennen kann, Sturzbäche auf Straße und Fahrzeuge, rechts lädt ein unglaublich tiefer Abgrund ein, sich am Sitz festzuklammern und sich an die Gebete aus seiner Kindheit zu erinnern.

Aber es ist schön ... so schön, dass ich nur noch Augen für die Landschaft habe und die Schlaglöcher, die der Fahrer stets genau erwischt, gar nicht spüre. Die Landschaft ist so wild, so üppig grün und voll von geheimnisvollem Nebel, dass ich aus

dem Staunen nicht herauskomme. Gewaltige Bergmassive, an den Abhängen zum Teil mit üppiger Vegetation bedeckt, von Wasserfällen durchzogen, und auf der anderen Seite dieser gigantischen Schlucht ein winziger, bunter Fleck – vermutlich ein Indianer mit seinem Esel, auf einem fast unsichtbaren Weg. Wir verlassen *el altiplano*, das Hochland, und kommen ins Tiefland; in kurzer Zeit befinden wir uns in einer anderen Klimazone.

Luftfeuchtigkeit und Temperatur steigen von Stunde zu Stunde. Wir halten nur selten an, doch gelingt es einigen Fahrgästen, den Busfahrer zu einer außerplanmäßigen Pause zu überreden. Zeit, sich die Beine zu vertreten, dem Ruf der Natur zu folgen. Ich habe endlich die Möglichkeit, ein paar Fotos zu machen. Da kriecht dichter Nebel über die Berghänge herauf, unheimlich schnell schleicht er sich an uns heran, umfängt uns mit seinen kühlen, feuchten Armen, erstickt die Gespräche zwischen den Reisenden ... und alles verliert sich in Grau. Ich denke wieder an den Regenwald, an meine Erwartungen, meine Ängste, an zu Hause. So schnell, wie er gekommen ist, reißt der Nebel wieder auf. Der Fahrer drängt zur Weiterfahrt, denn auch in Ecuador gibt es Fahrpläne, und die wollen eingehalten werden.

Viele Stunden später erreichen wir, nachdem wir eine Reihe riskanter Überholmanöver überstanden haben, das kleine Städtchen Banòs auf 1800 Metern Höhe. Es ist bekannt für seine heißen Quellen und eignet sich gut, um von hier aus Touren in die Regenwälder zu unternehmen. Banòs ist heute ein quirliges Städtchen, in dem man Globetrotter und Abenteurer findet. Allein die umgebenden Berge und den Vulkan Tungurahua mit fünftausend Metern Höhe kümmert das wenig. Die wenigen Rucksacktouristen und Bergsteiger richten keinen großen Schaden an, die Hotelbesitzer vermieten für gutes Geld saubere Zimmer und so mancher Bauer hat von der ohnehin nicht gewinnbringenden Landwirtschaft Abschied genommen und auf

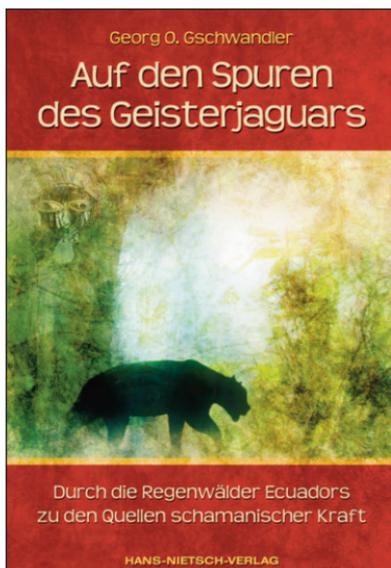
Touristenausflüge mit Pferden und Mauleseln in die nahe gelegenen Berge umgestellt – wobei der Tourismus dem Bruttosozialprodukt des Landes nicht wirklich zu nutzen scheint. Die Landeswährung ist nichts wert, die Inflation steigt unentwegt, die Löhne sind lächerlich gering, die Menschen sind arm und kämpfen ums tägliche Überleben. – Man baut auf Erdöl und opfert den Regenwald. So hat alles seine zwei Seiten.

Ich bin müde, durchgeschüttelt, meine Zunge ist trocken und fühlt sich an wie Leder, ich habe Rückenschmerzen und fühle mich, als ob ich seit Tagen unterwegs wäre. Erst einmal werde ich mir ein Zimmer besorgen und duschen, wenn möglich warm, dann essen und schlafen. Morgen werde ich mich nach Führern erkundigen, sie sollen mich in den Regenwald zu den Shuar bringen.

Es zieht mich in Richtung Puyo, eines kleinen Städtchens, etwa vier Stunden Fahrt in Richtung Südosten über eine Urwaldpiste. Irgendwo zwischen Quito und Banòs habe ich beschlossen, nach dem Gefühl im Bauch zu reisen. Das scheint die beste Methode zu sein, um meine Pläne verwirklichen zu können.

Nachdem ich mich einige Zeit lang mit schamanischen Techniken beschäftigt hatte, in die Mystik und die nicht alltägliche Wirklichkeit eingetaucht war, stellte ich eines Tages fest, dass meine Krankheit nicht mehr mein Leben bestimmte. Sobald ich begonnen hatte, meine gesundheitlichen Probleme als Aufforderung zu verstehen, mich schamanischen Techniken zuzuwenden, ging es mir besser und besser. Ich konnte die Medikamente absetzen und gewann an Selbstvertrauen. Meine Grundstimmung verbesserte sich zusehends und vieles andere in meinem Leben veränderte sich ebenfalls zum Guten. Meine Arbeit hatte ich in der Zwischenzeit aufgegeben und mich um eine Anstellung im sozialen Bereich bemüht. Meine neue Arbeitsstelle auf der Pflegenstation eines Altersheims gab mir auch die Möglichkeit, mich intensiv mit dem Thema „Sterben und Tod“ auseinanderzusetzen. So weit es mir möglich war, brachte ich auch jene Methoden in meine Arbeit ein, von denen ich überzeugt war, dass sie die Konstitution eines Menschen günstig beeinflussen. Eine Zeit des Lernens und Verstehens hatte begonnen.

Schamanisch zu arbeiten, sogenannte „Schamanenreisen“ zu unternehmen, die nicht alltägliche Wirklichkeit aufzusuchen, setzt voraus, dass man die nötigen Techniken beherrscht. Ich hatte sie mir bereits angeeignet und war dabei, sie zu vervollkommen. Alles lief gut. Ich war anfallsfrei, konnte mein Wissen sogar in Seminaren weitergeben. Mein Leben hatte sich verändert. Und bald erkannte ich, dass ich zwar anderen helfen konnte, selbst aber feststeckte; dass ich nicht mehr vorankam, dass keine Entwicklung mehr stattfand. ... Alles wiederholte sich, es stagnierte. Ernüchterung und Frustration machten sich breit.



Georg O. Gschwandler

Auf den Spuren des Geisterjaguars

Durch die Regenwälder Ecuadors zu den Quellen schamanischer Kraft

Nach Jahren schamanischer Arbeit hat der Autor eine Vision, die ihn zu den Quellen der Heilung und Selbstfindung ruft ...

Auf seiner Initiationsreise durch die Regenwälder Ecuadors taucht Georg E. Gschwandler tief ein in die Mysterien dieser ursprünglichen Natur, bis ihm von dem Schamanen der Shuar Indianer uraltes Wissen, schamanische und heilende Kraft übertragen wird und er immer wieder Begegnungen mit dem Geisterjaguar hat.

240 Seiten, gebunden • ISBN: 978-3-939570-26-4